

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 152.

Sonntag, 2. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Fred ballte unwillkürlich seine Hand zur Faust. Er hätte dreinschlagen mögen. „Herr — was erlauben Sie sich . . .“ Dann kehrte sein kaltes Blut wieder. Welch ein Anrecht besaß er auf Thea! Wenn sie sich auf das Podium stellte und operettenhafte Mädchen machte, so gab sie hiermit jedermann das Recht dazu, Kritik an ihr zu üben.

Es wurde plötzlich ganz still in ihm . . . Seine Mutter hatte tausendmal recht — von der Bühne holt sich ein Delarue nicht seine Frau. . . . „Liebe wohl, holde, reizende Thea, ich will dich zu vergessen suchen.“ . . . Ein ohnmächtiger Born gegen alles, was sich gegen sein Glück verschworen hatte, stieg in ihm auf. . . . Warum tat sie ihm das an . . . Warum — warum dieses Theaterspielen. . . . Warum vor allem sich wie eine Kabarettjoubrette hinstellen und albernes Zeug deklamieren, für die große, sensationslüsterne Masse berechnen, für völlig erkauften Beifall? . . . Wo blieb hier das feine, tiefe Künstlertum? . . .

Fred verließ den Saal, bestieg das Auto, das auf ihn gewartet hatte, und fuhr durch die weiche, sternenselose Nacht heim in das stolze Haus seiner Väter.

Der Traum Thea Gröning war zu Ende.

Und nun heute, am nächsten Abend bereits, nachdem er mit sich selber ins reine gekommen war, spielte der tüdische Schadenfrohe Zufall, dem viele mit Unrecht den hohen Namen „Schicksal“ geben, ihm den Streich, daß er ausgerechnet im Lokal, in dem er sich mit Löhnstädte verabredet hatte, Thea Gröning gegenüber sitzen mußte.

„Sie sind mit Ihren Gedanken irgendwo weit abwesend, Fred“, sagte Frimgard. „Sie haben mir soeben eine total verkehrte Antwort gegeben“, fügte sie lächelnd hinzu.

Fred nahm sich zusammen.

„Verzeihung. Ich erwarte in der Tat noch heute abend ein paar wichtige Depeschen. Mein Sekretär hat Order, mich gegebenenfalls ans Telephon zu rufen.“

„Ach, so“, meinte Frimgard, „nun verstehe ich. Ich kenne so was an Papa. Wenn der geschäftlich präokkupiert ist, da gibt es für ihn nichts anderes.“

Fred leerte hastig sein Sektglas.

Es war wie auf der Tortur hier auf dem bequemen Sessel aus Reddigrohr, am wohlbesetzten Tisch in einem sichersten Raum, wo diskretes Gläsergeklirr ab und zu laut wurde, wo Blumenduft sich mit dem Geruch erlesener Speisen und dem Duft feiner Zigaretten vermischte, wo gedämpfte Operettenmelodien herüberklangen, und wo sich über dem summenden Stimmengewirr an den Tischen, die Stimme der Bühnengeldhauken wie ein Heroldruf empor schwang.

Wenn Fred aufschaute, so mußte er Thea in ihrer blassen Lieblichkeit anblicken, kehrte er sich von ihr ab, so sah er Henrika di Santos, deren Augen ihn, wie es ihm schien, mit einem gewissen, wöttlichen Ausdruck streiften.

Wo nahm das Mädchen aus Kanada diese, wie er es zornig nannte, herausfordernde Sicherheit im Wesen her . . . ?

Der Oberkellner näherte sich Fred und machte ihm leise eine Mitteilung.

Er sprang hastig auf.

„Verzeihung, man ruft mich ans Telephon.“

Als er die Telephonzelle betrat, das elektrische Licht dort aufflammte, griff er sich mit beiden Händen an die Schläfen.

Ein Narr war er . . . Was ging ihn Thea Gröning an. Wenn sie sich irgendwelche Hoffnungen auf ihn gemacht hatte, so war es ihre Schuld und nur zum kleinsten Teil die seine. Er hatte sie reizend gefunden — er fand sie auch noch heute ebenso reizend wie bisher — doch das Milieu, aus dem er sie sich holen mühte, paßte ihm nicht und daran scheiterte alles. Thea war doch kein unerfahrenes Kind mehr mit ihren neunzehn Jahren, sie konnte sich's selber sagen, daß man nicht jede heiratet, der man ein bißchen zu tief in die Augen geguckt hat.

Vielleicht haßte sie ihn nun. Das wäre das allerbeste. Er mußte sie doch gestern abend bis auf das tiefste verletzt haben durch seinen frühzeitigen Aufbruch und sein Fernbleiben nachher. Und heute schnitt er sie und ihre Familie öffentlich.

Wenn das nicht deutlich genug war. . . . Und selbst wenn Hans hier wäre, er, Fred, hätte nicht anders handeln können. Er mußte etwas Gewalttätiges tun, um nicht dem Zauber Theas aufs neue zu unterliegen. Zum Teufel noch einmal! Er war doch kein verliebter Primaner, er knirschte förmlich mit den Zähnen über diese unhaltbare Situation heute — und doch — am Ende war diese Begegnung das Beste, was ihm hätte passieren können. Nun würde Thea sich keine weiteren Hoffnungen auf irgendwelche Annäherungen seinerseits machen.

Fred ergriff den Telephonhörer und rief hinein: „Hier Delarue — ah — Sie sind es, Stadert? — Was ist passiert? Messers und Co. sind einverstanden? — Schön. Abgemacht. Legen Sie mir die Verträge noch heute abend zur Unterschrift bereit. Noch etwas? — Bitte, noch einmal — ich habe nicht recht verstanden. Nobeltelegramm aus Kanada? Öffnen, Stadert. Vorlesen! Bitte? Von wem denn? Von der Winepeg Aktien-Gesellschaft? Bitte, noch einmal. Nicht möglich? Stadert, den ersten Teil der Depesche wiederholen. So. Danke. Schluß.“

Fred hing den Hörer an und lehnte sich einen Moment an die Wand der Zelle. Er war blaß geworden, fuhr sich ein paarmal mit der Hand über Stirn und Augen. Dann überlegte er. . . . „Morgen“, sagte er, sich nach kurzem Besinnen — „heute hat es keinen Zweck mehr — verschärft nur alles.“

Langsam kehrte er zu seiner Gesellschaft zurück und nahm seinen Platz neben Frimgard ein.

„Alles nach Wunsch erledigt?“ fragte die Konsultant.

„Für mich, ja“, erwiderte Fred.

„Dann ist's ja gut“, sagte Irmgard freundlich. Sie bemerkte nicht die Wölfe, die über Freds Bügen lag. Sie sah alles im strahlenden Licht, wenn sie in Berlin weilte. Sie amüsierte sich hier prächtvoll. Das Leben hatte ihr bisher immer die Erfüllung all dessen, was sie sich gewünscht, gebracht.

„Warum wollen Sie mich eigentlich nicht mit Genrika du Santos bekannt machen, Fred?“ fragte sie. „Ich meine natürlich nicht heute — es sind zuviel Leute dort drüben am Tisch — und“, Irmgard stockte, es waren doch Freds Bekannte, sie hatte sagen wollen — „Leute, die nicht zu uns passen.“

„Lassen wir es lieber, Irmgard, es hätte wirklich keinen Zweck, jetzt weniger als je“, erwiderte Fred in einem merkwürdig gepreßten Ton und blickte mit gefurchten Augenbrauen in sein halbgeleertes Sektglas.

Dann trank er es in einem Zuge leer.

* * *

Am folgenden Morgen, in aller Gottesfrühe, als Dr. Saendler beim ersten Frühstück saß, das seine Frau ihm stets eigenhändig zu bereiten pflegte, wurde an der Haustür geklopft.

Gleich darauf trug das Dienstmädchen eine Karte herein.

„In eiliger, sehr wichtiger Angelegenheit“, stand in flüchtiger Bleistiftschrift unter dem Namen.

Dr. Saendler machte ein erstauntes, befremdetes Gesicht.

„Ich lasse bitten. Führen Sie den Herrn in mein Arbeitszimmer, Berta.“

Er erhob sich schnell und legte, bevor er das Wohnzimmer verließ, die Visitenkarte neben die Kaffeetasse seiner Frau.

„Fred Delarue“, las Frau Hannchen, die im nächsten Augenblick aus der Kinderstube eintrat. Ihr erster Gedanke war — Thea.

Doch wegen Thea brauchte Fred Delarue wahrlich nicht vor Tau und Tag in ein zwar ihr verwandtes, aber doch ganz fremdes Haus zu kommen. Was also hatte dieser ungewöhnliche Besuch zu bedeuten?

Frau Hannchen blieb nicht lange darüber in Ungewissenheit: sie vernahm, wie der Besuch sich von ihrem Manne verabschiedete, hörte abgerissene Worte, die sie hierher drangen: „Ich wollte persönlich — wußte mir nicht anders zu helfen — und wandte mich an Sie, verehrter Herr Doktor — Sie bereiten die Mutter vor — eine schriftliche Mitteilung klingt und trifft viel härter als das gesprochene Wort. — Und zudem ich als Fremder —“

Lieber Himmel, dachte Frau Hannchen, was war geschehen? Hatte Thea irgend etwas Unbesonnenes getan — sich ein Leid zugefügt? Nein, das war undenkbar. Aber sie war gestern so überaus nervös gewesen, so furchtbar blaß hatte sie ausgesehen. Es war ja auch schändlich von diesem Fred Delarue, ihr erst zu zeigen, daß sie ihm gefiel und sich dann so schroff zurückzuziehen. Natürlich, er, der Millionär, meinte sich alles gestatten zu können — und solch ein armes, dummes Mädel weinte sich dann die Augen nach ihm aus.

Frau Hannchen hatte in den letzten 24 Stunden ihrer Empörung über Fred und seine Mutter weidlich Luft gemacht.

„Laß doch, Kind“, hatte ihr allzeit besonnener Vater gemildert. „Es ist für Thea am besten so, und von Delarue anständig, daß er sich beizeiten zurückzieht, um seine falschen Voraussetzungen zu erwecken. Du tust so, als habe Delarue ein strafwürdiges Verbrechen verübt dadurch, daß er deine Schwester hübsch gefunden und sich ein bißchen mit ihr beschäftigt hat. Das verpflichtet ihn noch lange nicht dazu, Thea einen Heiratsantrag zu machen; sie hat sich da unnötig Raupen in den Kopf gesetzt, die Kleine.“

(Fortsetzung folgt.)

Miniaturen aus dem Vaterlandsdank.*)

Das kleine Medaillon.

Neulich erstand ich im Vaterlandsdank ein kleines Medaillon. Wiedermeier. Eine reizende Emaillearbeit. Es war billig, und ich kaufte es, weil soviel Liebe und Zärtlichkeit daraus sprach.

Man sah es dem kleinen Ding an, daß es noch ein richtiger Goldschmied geschaffen hatte. Mit viel Liebe geschaffen. In einer stillen Zeit. Für seinen stillen Zweck. Es wurde in Liebe geschenkt und getragen. Innen, unter dem Glase, sah man noch deutlich die Stelle, wo die Locke einst lag, dem Bilde des Geliebten gegenüber.

Das mag nun fast 100 Jahre her sein. Inzwischen erbte sich das kleine Medaillon fort auf Kind und Kindeskind. Und jetzt, im Kriege, wurde es frohen Herzens hingegeben, vielmehr als schätztes und liebtes Stück, von einem jungen Mädchen, einem Kinde des einstigen Schenkers und der ersten Trägerin. Um Kriegsnot lindern zu helfen. So obelte es noch, als Opfer der Vaterlandsliebe dargebracht, eine Menschenseele.

Ich kaufte also das kleine Medaillon und schenkte es dem liebsten Menschen.

Die beiden Schwestern.

Auf der Treppe zum Vaterlandsdank hole ich zwei Frauen ein. Zwei steinalte Fräulein in schwarz, mit stillen, bescheidenen Gesichtern. Schüchtern, fast ängstlich fragen sie nach der Sammelstelle. Behutsam, wie man etwa einen jungen Vogel trägt, der aus dem Nest fiel, so hält jede ein Päckchen zwischen beiden Händen.

Dinnen, vor dem Tisch, bleiben sie stehen und packen ihre Habseligkeiten aus. Ohne ein Wort zu sprechen. Und ohne eine Frage erst abzuwarten, ohne sich auch nur umzusehen im Saale, wo es soviel zu sehen gibt, gehen sie wieder. Still wie sie kamen.

Die beiden brauchen auch den Ring nicht vom Vaterlandsdank. Sie gehen reich nach Hause.

Die Uhr mit der Wimper.

Ein Hauptmann, dem man ansah, daß er aus dem Felde auf Urlaub war, kam in den Vaterlandsdank. Er war wohl Uhrenliebhaber, Sammler, und stand lange vor dem betreffenden Schaukasten.

Es waren zwei alte Taschenuhren da, die ihm besonders gut gefielen.

Er schwankte lange, welche von beiden er kaufen sollte. Drehte sie hin und her und besah sie im Lichte.

Da entdeckte er auf dem Zifferblatt der einen Uhr eine lange dunkle Wimper. Sie war wohl nicht ohne Absicht des einstigen Besitzers zwischen Glas und Zifferblatt geraten und lag nun schon lange dort als ein heimliches Zeichen der Liebe.

Heute freut sich ein königlich preussisches Soldatenherz wie ein Kind dieses Besitzes. Ist vielleicht auch ein wenig stolz auf die Entdeckung. Träumt, wenn es ihm die Pflicht erlaubt, vielleicht auch von zwei schönen Frauenaugen mit langen, dunklen Wimpern und einem jungen Wertber, der zu tief in diese Augen sah. Würde vielleicht schon eine ganze Geschichte zu erzählen von der Uhr mit der Wimper.

Zwiesprache.

Ein altes Frauchen kommt ab und zu in den Vaterlandsdank. In der Tracht längst vergangener Zeiten. Vereinsamt unter den Menschen, noch einsamer durch Alter und Schwerhörigkeit. Sie kommt nicht, um zu kaufen (das kann sie nicht). Sie will sich nur erzählen lassen von den Dingen ihrer Zeit. — Und wenn sie dann vor der Vitrine steht,

*) Die nachstehenden kleinen Stimmungsbilder beziehen sich auf die Sammlung „Vaterlandsdank“, die alles entbehrliche Gold und Silber zugunsten der Nationalstiftung für die Witwen und Waisen unserer tapferen Soldaten sammelt und einschmelzen läßt. Mit der Hauptgeschäftsstelle im Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin (SW. 11, Prinz-Albrechtstraße 7) ist eine ständige Verkaufsausstellung solcher Spenden verbunden, die wegen ihres Kunst- oder Kulturwertes von sachverständiger Hand ausgedeutet wurden und vorm Einschmelzen bewahrt blieben. — Das gewonnene Feingold geht an die Reichsbank, das ausgeschiedene Feinsilber findet zum Teil Verwendung zur Herstellung Eiserner Kreuze. Der bisherige Ertrag für die Witwen und Waisen hat bereits 1½ Mill. Mark erreicht.

worin der Schmutz ihrer Jugendtage liegt, dann bekommen ihre stumpfen Augen Leben, und ihre Lippen bewegen sich. Sie hält Zwiesprache. Die toten Dinge von damals haben ihr mehr zu sagen als die Menschen von heute.

Martin. Korb.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Variante!

Wer nicht mehr seine Fleischmark fand,
Wer nicht in regennassen Stunden,
Vor einem Mehrgeladen stand,
Der kennt euch nicht, ihr fluchenden Kunden.

Man schickt zum Laden uns hinein,
Nach Eier, Butter, Fleisch zu gehen,
Dann überläßt man uns der Pein:
Denn nur ein Bettel ist zu sehen:

Ausverkauft!

A. R.

Die Sommerzeit-Premiere in London. Die Einführung der Sommerzeit ging in London zwar ruhig und ohne größeres Protest, aber lange nicht so glatt und einheitlich vorstatten, wie dies bei uns in Deutschland der Fall war. Die Schilderungen der Blätter über den ersten Londoner Sommerzeit-Tag bringen manchen humoristischen Zwischenfall und zeigen, daß nicht alle Leute sich gefügig der Sommerzeit anpaßten, und selbst die Uhren oder vielmehr die Glockenspiele hielten nicht alle mit der neuen Zeitrechnung gleichen Schritt. „Beim Erwachen am Morgen des ersten Sommerzeit-Tages,“ schreibt der „Daily Chronicle“, „konnte man feststellen, daß die Glocken der St. Pauls-Kathedrale ankündigten die alte Zeit läuteten, wobei sie sich in direktem Widerspruch zu dem Zifferblatt auf dem Turm der Kathedrale befanden, das bereits den Sprung um eine Stunde mitgemacht hatte. Das geschäftliche London hielt sich im allgemeinen an die Sommerzeit, und die Straßen waren eine Stunde früher als sonst von Angestellten beiderlei Geschlechts belebt. Nach den Befundungen einer Anzahl großer Geschäftsleitungen wurde die Zeit mit geringen Ausnahmen pünktlich eingehalten. Im westlichen Teile Londons waren auch die Damen zu ungewöhnlich früher Stunde bei ihrer Einkäufen zu sehen. Doch schon jetzt hat die Sommerzeit unter den Londonern einen neuen Typ geschaffen; es ist der sog. Individualitätsbezog, der die Meinung vertritt, ihn persönlich könne ein solcher mutwilliger Umsturz nicht berühren. So ergaben Umfragen bei zahlreichen Uhrmachern, daß viele Leute sich weigerten, ihre Uhren vorzustellen. Sie hielten daran fest, eine Stunde später aufzustehen, zu essen und schlafen zu gehen als die überwiegende Zahl ihrer Mitbürger, wobei sie ganz vergessen zu scheinen, daß sie hierdurch Gefahr laufen, die nach sommerzeitlichen Fahrplänen abgehenden Züge zu veräumen. Schnell bürgerte sich auch der Trid ein, die Einführung der neuen Zeit als billige Entschuldigung für Versäumnisse zu gebrauchen. So besand eine Aufschrift an den „Daily Chronicle“ das folgende Geschichte: Der Milchmann kam heute morgen eine Stunde zu spät, und als das Mädchen sich hierüber beklagte, erwiderte er: „Ich bin unschuldig. Ich stand nach der neuen Zeit um 3 Uhr auf um die Mühle zu melken. Aber die Mühle gaben keine Milch. Man mag die Uhren vorrücken, so viel man will, kein Mensch wird dadurch eine Kuh zwingen können, früher Milch zu geben, als sie es bisher gewohnt war.“

Französischer Handel mit Kriegsstrandgut. Der Handel mit Strandgut ist in Frankreich seit vielen Jahren gebräuchlich, und zu Beginn eines jeden Sommers wird das Strandgut, das sich an den französischen Küsten angesammelt hat, öffentlich zum Verkauf gestellt. Es ist dies eine alte Sitte, die sozusagen die Werte, die das Meer zerstört hat, wenigstens zum Teil wieder zum Nutzen der Seeleute aufleben lassen. All die verschiedenen Überreste von untergegangenen Schiffen, Teile von Schiffsladungen, alles, was das Meer im Winter verschlungen und in Trümmern an die Küste geschwenkt hat, wird sorgsam aufbewahrt und von

den Marineämtern registriert, und diejenigen Gegenstände, deren Besitzer man nicht mehr ausfindig machen kann, werden zugunsten der Seeleute veräußert. Die Einnahmen aus diesem Strandguthandel wandern, abzüglich des Zolles und der Vergungskosten, in die Kasse der Invaliden der Marine. In diesem Jahr hat der Strandguthandel, wie ein Mitarbeiter des „Matin“ in einem Artikel aus Le Tréport berichtet, eine noch niemals dagewesene Ausdehnung erreicht. Noch niemals zeigte sich das Meer in dieser Beziehung so fruchtbar. Es ist Kriegsstrandgut, und jedes Stück weiß eine Geschichte aus dem großen Kampf zu erzählen. Die größeren und schwereren Stücke des Kriegsstrandgutes, wie Fässer, Warenballen usw., werden in der Nähe der Küstenstelle aufbewahrt, an die sie der Zufall der Strömung und des Windes getrieben hat. Die leichter zu befördernden Gegenstände werden in den Marinebureaus untergebracht und in den Lagerhäusern der Zollbehörden in den Hafenstädten. Aus allen Teilen Frankreichs kommen die Käufer herbei, um diese Überbleibsel früheren Reichtums, die diesmal noch als Kriegsreliquien eine besondere Bedeutung haben, zu erwerben. Die Käufer wandern von einer dieser merkwürdigen Handelsstätten zur anderen. Brennstoffe, Kautschuk, Ole erzielen wegen ihrer Seltenheit und des gegenwärtig gesteigerten Wertes besonders hohe Preise. Viele von diesen Waren, die das Meer ausgestoßen hat, wandern durch die Händler an die Front, werden an die Soldaten weiter verkauft und kommen so auf einem Umwege wieder in den Krieg zurück, dem sie entstammen. Eine besondere Abteilung bildet das Strandgut, das an sich wertlos ist und nur in seiner Eigenschaft als Kriegserinnerung begehrt wird. Da gibt es Rettungsringe, Boote, die von untergegangenen Dampfern stammen, Schiffsleiter und Kompass von Kommandobrücken. Jene Dinge, die keinen Namen tragen und deren Herkunft, Nationalität usw. darum nicht mehr festzustellen sind, werden billiger fortgegeben, und ein Rettungsring, dessen Inschrift durch das salzige Meerwasser unleserlich geworden ist, kann bereits um 3 Franken in den Besitz eines Kriegsstrandgut-Liebhhabers übergehen.

Michel Nostradamus. (Zum 350. Todestage des Astrologen, 2. Juli.) „Und dies geheimnisvolle Buch, / Von Nostradamus eigner Hand, / Ist dir es nicht Geleitet genug?“ so fragt sich Doktor Faust in Goethes unterbreitlicher Dichtung, als er an den Pfosten der Geisterwelt steht, um mit ihrer Hilfe die Rätsel des Daseins zu entschleiern. Darum fährt er fort: „Erkenne dich dann der Sterne Lauf, / Und wenn Natur dich unterweist, / Dann geht die Seelenkraft dir auf, / Wie spricht ein Geist zum andern Geist...“ Dieser geheimnisvolle Gelehrte war von jüdischer Abstammung und hieß eigentlich Michel. Er wurde am 14. Dezember 1503 in St. Remy in der Provence geboren und nannte sich später nach seinem Tauforte, de Notre Dame, den er nach damals üblicher Gelehrtenliste latinisierte, Nostradamus. Nach seinen medizinischen Studien, denen er vermutlich in Marseille oblag, befaßte er sich vornehmlich mit Wunderkuren und Prophezeiungen, wie denn überhaupt ein Zug zum Geheimnisvollen dem ganzen Zeitalter anhaftete. Später ließ er sich in Salon im Departement „Rhodanien“ nieder, und von hier aus sandte er seit 1555 seine in Versen verfaßten Prophezeiungen, die wegen ihres geheimnisvollen, dunklen Inhaltes ungeheures Aufsehen erregten, in alle Welt. Katharina von Medici, die berühmte Urheberin der Pariser Bluthochzeit, zog ihn an ihren Hof, und ihr Sohn, der schwache Karl IX., ernannte ihn sogar zum Leibarzt. Er starb am 2. Juli 1566 in Salon, wo er in der Kirche St. Laurent beigesetzt wurde, die noch heute sein Grabmal birgt, gewiß ein Beweis für die Bewunderung und die hohe Achtung, die man ihm damals zollte. Seine Prophezeiungen erschienen damals unter dem Titel „Centuries“ 1555 (später oft aufgelegt, u. a. noch 1866), und haben Fortschern und Grüblern oft Anlaß zum Nachdenken gegeben. Goethe, der sich bekanntlich frühzeitig mit alchimistischen und astrologischen Studien beschäftigte, die gerade im 18. Jahrhundert noch einmal wiederauflebten, sah in Nostradamus einen der Hauptvertreter jener Richtung, die in mißverständlicher Deutung und Anwendung der Naturgesetze die Geheimnisse des Weltalls zu erründen und namentlich auch Wunderdinge zu vollbringen vorgab.

Schach

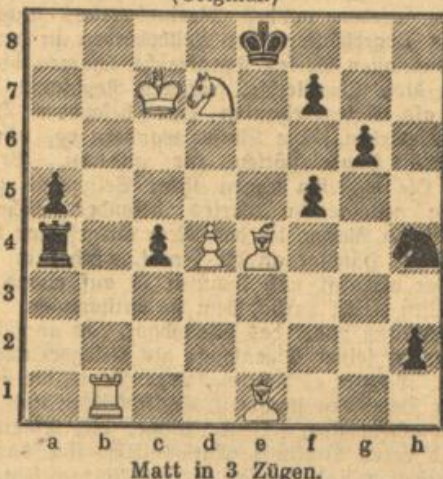
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 2. Juli 1916.

Aufgaben.

465. Theodor Bode in Wiesbaden.
(Original.)



Matt in 3 Zügen.

466. G. H. Goethard in Amsterdam.

Weiß: Kg2, Dh3, Lb2, e8, Sa4, f2, Th4, Bc2, h5.
(9 Stück.)

Schwarz: Kd5, La5, Sd8, f7, Bb5, b6, b7, c5, d6, h6.
(10 Stück.) Matt in 2 Zügen.

Partie 170. (Spanisch.)

Die folgende Partie wurde unlängst in dem von deutschen Truppen besetzten weiß-russischen Marktflecken Rozana gespielt und mag als Zeugnis für die bemerkenswerten Spielstärke gelten, die man dort unter der eingeborenen Jugend antreffen kann. Der Führer der Weißen ist ein 14jähriger Knabe.

Weiß: Chwoinik. Schwarz: Leutnant S.

1. e2—e4	e7—e5	15. Se5—f3	Lc8—g4
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Sb1—d2	Sf8—g6
3. Lf1—b5	a7—a6	17. h2—h3	Lg4×h3 ²⁾
4. Lb5—a4	Sg8—f6	18. g2×h3	Df6—f5
5. 0—0	Sf6×e4	19. Kgl—g2	Ld6—f4 ³⁾
6. Tf1—e1	d7—d5	20. Te1—h1 ⁴⁾	Lf4×e3
7. La4—c6†	b7×c6	21. f2×e3	Te8×e3
8. d2—d3	Se4—c5	22. Dd1—f1	Ta8—e8
9. Sf3×e5	Sc5—e6	23. Tal—e1	Sg6—f4†
10. Se5×c6	Dd8—f6	24. Kg2—g1	Te3×e1 ⁵⁾
11. c2—c3 ¹⁾	Lf8—d6	25. Sf3×e1	Df5×e1
12. d3—d4	0—0	26. Df1×e1	Tf8—g6†
13. Sc6—e5	Tf8—e8	27. Kgl—f2	Sf4—d3†
14. Lc1—e3	Se6—f8	Aufgegeben.	

¹⁾ Energischer wäre d3—d4 mit der Drohung c2—c4 und Sb1—c3. Weiß legt sich überhaupt zu sehr auf die Verteidigung und gerät infolgedessen in Nachteil. — ²⁾ Ein verführerisches Läuferopfer. — ³⁾ Dieser Läufer darf natürlich nicht geschlagen werden. — ⁴⁾ Bh3 war für den Augenblick nicht so gefährdet, daß darüber die Deckung von e3 hätte aufgegeben werden müssen. Es sollte Sd2—f1 geschehen. — ⁵⁾ Einfacher war Df5—g6† 25. Kgl—f2 Te3—e2† 26. Te1×e2 Te8—e2† 27. Df1×e2 Dg6—g2†.

Auflösungen.

Nr. 462 (2 Züge). 1. Ke2.

Nr. 463 (3 Züge). 1. Lg6, d×e5 2. Lf7+; 1. . . ., c3 2. D×d6+; 1. . . ., Df7 2. L×f7; 1. . . ., ♔ Le8(+).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., R. St., A. Dl., und Wdw. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Aus dem Schützengraben.

1 2 6 4 von a zu nehmen,
1 2 3 5 von b füg' dran,
1 3 von c, von d 1 2 3,
1 2 von e, so ist's getan.
a ist der kleinste seiner Sippe
Und hat nur den geringsten Wert,
Doch kann man nie zu Wohlstand kommen,
Schätzt man ihn nicht, wie sich's gehört.
b hat schon manchen Trost gespendet,
Umgab ihn seines Trübsals Nacht.
Es hat auch manchem unsrer Helden
Den Lohn der Tapferkeit gebracht.
c ist ein hübscher Mädchenname,
d das, worauf man sicher baut.
e nannte früher deutsche Recken,
Jetzt eine Waffe, allvertraut.
Leicht ist das Rätselwort gefunden.
Das Wort? Nein, drei sinds im Verein.
Mit Sonnenglanz, mit Frühlingschimmer
Und Siegeshoffnung zog es ein.

Rätselfragen.

1. Wer mahnt seine Schuldner täglich mehr als einmal? 2. Wo werden die Wagen gefahren? 3. Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei solche Säcke zugleich voll machen? 4. Wo wächst der beste Wein? 5. Worin gleicht der Kuß einem Gerüchte?

Füllrätsel.

#			
	#		
		#	
	#		
#			
	#		
		#	
	#		
#			
	#		
		#	

- Schmackhafte Frucht.
- Wirtschaftsgebäude.
- Vertrag.
- Fahrzeug.
- Glücksspiel.
- Bauwerk.
- Mineral.
- Raubvogel.
- Geweihter Ort.
- Märchengestalt.
- Weiblicher Vorname.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 291.

Bilderrätsel: Handgranaten. — Silbenversteckrätsel: Mancher Sieg ist nutzlos, manche Niederlage von Vorteil. — Füllrätsel: Verdun. (V, Reh, Birke, Pudel, Rum, N.) — Gleichklang: Einfalt. — Zahlenrätsel: Pfingstregen. (Pfennig, Finger, Irene, Neige, Geier, Stein, Tiger, Ring, Eisen.)



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Im Häusermeer der großen Stadt.

Von Annette Gleiß.

Die eine Oase in der Wüste dem Auge eine Erholung ist, so ist es ein großer Hof mit daranstoßendem Garten, inmitten der hohen ragenden Mauern vier- und fünfstöckiger Zinshäuser. Man sieht weit und breit kein grünendes Plätzchen, und so ist dieser Hof und Garten ein Idyll zu nennen.

Der Hof ist von drei Aufsbäumen und zwei alten Kastanienbäumen bestanden, die ihre mächtigen Kronen ausbreitend, an die Fenster des ersten Stockwerks reichen. Drei Beete an der einen Seitenwand deuten an, daß eine Abteilung des Hofes auf den Namen Garten Anspruch erheben möchte, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Die Seitenwand, die den Garten begrenzt, ist im Sommer bis hoch hinauf mit wilden Reben bewachsen, die an Stäben und Schnüren lustig emporklettern. So ist die graue Feuermauer des Nachbarhauses guten Zwecken dienlich gemacht. Ein Springbrunnen inmitten der Beete deutet die weitere Ausschmückung des „Gartens“ an. Im Hof in der Nähe des Vorderhauses befindet sich die sogenannte „Bassena“. An der Rückseite des Hofes ganz im Hintergrund steht ein kleines, einstöckiges Haus, das wohl früher als Lusthaus gedient haben mag, nun aber von dem spekulativen Hausherrn zum „Zinshaus“ ausgebaut worden ist. Dieses kleine Haus ist von zwei Parteien bewohnt, die augenscheinlich etwas auf sich und „ihr Haus“ halten, denn blitzblanke Fenster, blütenweiße Vorhänge bekunden den Sinn für Reinlichkeit. Auch der Weg, der vom Windfang her schräg über den Hof auf das kleine Haus, das sich so schmuck repräsentiert, zuläuft, ist mit peinlicher Sorgfalt gekehrt.

Ein warmer Tag im März. Die Sonne meinte es gut und will wieder einmal beweisen, daß sie die Licht- und Wärmespenderin ist, sie durchdringt die grauen Wolken und blickt so freundlich herunter, als wollte sie sagen: „Nun habe ich wieder das Regiment angetreten, ihr könnt euch wieder freuen, ihr Menschenkinder, der Frühling kommt.“

Der kleine Franzerl aus dem Gartenhaus läuft kreuz und quer im Hof umher und führt von Zeit zu Zeit eine Art Indianertanz aus, gellende Juchschreie ausstoßend. Seine Mutter tritt aus der Tür und ruft: „Ja, sag' mir nur, was is dem dös mit Dir, Franzerl, bist leicht narrisch wor'n, daß d' schreist, als wennst am Spieß stecken täst, hast do kane narrischen Grameln gessen.“

„O Muetter, i g'fren mi halt, daß wieder d' schöne Zeit kummt, schau nur, wie d' Sonnen scheint, grad auf mi.“

Die Mutter verschwindet wieder im kleinen Haus. Franzerl hat plötzlich etwas Neues entdeckt, er rennt auf das mittlere Beet los, dort kniet er nieder, wie verzückt auf etwas Grünes blickend.

„Muetter“, schreit er dann, „Muetter, komm doch do her, a Schneeglöckler is heraußen, a so was Liabs hast no net g'fren.“

„I hab ka Zeit, i muag waschen, dös wascht do eh“, ertönt es vom Innern des Gartenhauses. Eben aber kommt die Hausbesorgerin, um Ausschau zu halten nach der Sonne, ihr teilt nun der kleine Bursch seine Entdeckung mit und wird von ihr ermahnt, dös Schneeglöckler jo net abz'reißen, weil dös a Sünd' wär. Der Franzerl versichert mit ernster Miene: „I tua dem Blümerl nix, i g'fren mi jo selber gar a so, daß es do blüah'n tuat.“

Als um die Mittagszeit Ludwig, der ältere Bruder von Franzerl, der Pepi und die Milla, die Kinder der Hausbesorgerin, und die Viki, das Töchterchen einer im Erdgeschoß des Vorhauses wohnenden Partei, aus der Schule kommen, werden sie vom Franzerl mit Freudengeschrei empfangen und im Triumphe vor das Beet geführt, wo sie nun allesamt auf das kleine Frühlingswunder aufmerksam gemacht werden, dasselbe mit kindlicher Freude anstaunen. Pepi, der Älteste und somit Respektsperson für die andern, macht den Sprecher und nimmt ihnen ernsthaft ein feierliches Versprechen ab, daß kaans dös Blümerl abreißt und sie geben ihr heilig's Ehrenwort darauf. Die Späßen, die von den kahlen Bäumen herab neugierig auf das Beet blicken, das die Kinder umseh'n, werden auch vom Franzerl in die Ermahnung einbezogen, der ihnen zuruft: „Wenn ihr Späßen dene Blümerl, dem da und denen andern, die no kummen tuan, ebbes tuat, kriagt ihr gao kane Bröckerln mehr.“ Die größeren Kinder brechen in ein schallendes Gelächter aus, was den Franzerl höchst beleidigt, denn er meint es ja so ernst mit seiner Fürsorge für das Blümchen.

„Ludwig, Franzerl, kommt zum Essen“, ertönt es vom Gartenhaus her und die Kinder zerstreuen sich. Der Mutter wird alles haarklein berichtet, was der Pepi und die andern gesagt haben und der Ludwig will sich ausschütten vor Lachen, daß der Franzerl glaabt hat, d' Späßen könnten eahm verstehen. So wichtig hat es der Kleine mit dem Blümchen, daß er die Mutter dazu bestimmt, nach dem Essen auch an das Beet zu gehen und den kleinen Frühlingsboten zu betrachten.

„Jetzt glaab i“, ruft sie der Hausbesorgerin zu, „daß richt'g Frühling wird und Frau Burger antwortet: „Jo, Frau Potschan, jetzt is es so weit.“

Als am Abend Frau Schallinger, die zweite Bewohnerin des kleinen Hauses, kommt, wird sie ebenfalls vom Franzerl an das Beet geführt, damit sie sich auch freue.

Es wird immer wärmer, so sonnig ist's im Hof, heller Schimmer liegt leuchtend auf dem Gartenhaus und spiegelt sich in den Fenstern, alles ringsum vergoldend. Die Beete sind schon ganz grün von Schneeglöckchen und Frau Burger pflanzt auch andere Blumen und bringt ihre Topfpflanzen heraus, damit auch sie angestrahlt werden von der gütigen Sonne. Das Beispiel der Hausmeisterin wird sofort nachgeahmt und alle Parterrebewohner bringen ihre Blumenstöcke ins Freie. Franzerl wird von Frau Burger ermahnt, jetzt net mehr so narrisch umanander zu rennen, da er sonst die Blumen beschädigen würde.

Er ist eben dabei, eine Lokomotive nachzuahmen, ruckweise Bewegungen mit Armen und Beinen machend, stößt er grunzende und fauchende Töne aus.

„Na, Franzerl,“ sagt Frau Schallinger, die eben über den Hof kommt, „was tuast denn gar a so schnaufen?“

„Aber i bin doch a Lokomotiv“, sagt beleidigt der Kleine.

Frau Schallinger lacht herzlich: „Ach so, jo do mußt freilli schnaufen.“

Bei der Bassena ist ein grüner Grasfleck, der von der Hausbesorgerin wie ein Heiligtum gehütet wird und den zu betreten jedem verboten ist, denn so was Grünes, spricht sie sich aus, muag mer zu schätzen wissen und Franzerl, der als Lokomotive davor keinen Halt machen kann oder will, und bedrohlicher Weise immer näher rückt, wird von Frau Burger jäh erwischt und umgedreht, was eine plötzliche Entgleisung zur Folge hat.

„I bin do a Lokomotiv und dös is a Station, wo der Zug do halten tuat“, meinte er empört.

„Dös is alles ans und do derfst net eini treten. Wannst net folgen tuast, derfst im Hof net mehr spielen.“

Die Seitenwand mit den wilden Reben ist schon ganz in Grün gehüllt, die Blumen auf den Beeten entfalten eine zarte Farbensymphonie, die Kastanienbäume prangen mit ihren weiß und rosa Blütenkerzen und in den Baumkronen der Nussbäume schimmert es von Blüten. Ein süßer Duft weht über Hof und Garten, er kommt von den Gliederbüschen und Jasminsträuchern, die beim Gartenhaus stehen. Wenn es geregnet hat, ist die Luft ganz gesättigt von Düften und in den Stockwerken öffnen die Leute die Fenster, um den Frühling zu spüren.

„Die rieche uns so alles weg, Mutter,“ meint Franzerl.

„Mueßt net neidisch sein“, sagt diese, „mer hab'n alle gmag, unser Herrgott hat reichlich geben vom Frühlingsglanz und Duft.“

„Muetter, unser Amscherln san wieder do, unser Amscherln, do sitzen's im Blumenbeet und schau'n mi an.“ Jubelnd kommt Franzerl mit dieser Botschaft ins Gartenhaus gelaufen.

„Muetter, gib mir Bröckerln, i will eahna Futter streuen, damit sie's wissen, daß wieder in unserm Hof san.“ Die Mutter geht mit und da sitzt ein Amselpärchen so zutraulich im mittleren Beet, als wollten sie sagen, „ja wir sind auch wieder da und warten auf etwas.“

„Frau Burger, spritzen's jetzt net, d' Amscherl sitzen do“, ruft Frau Pottchan der Hausbesorgerin zu und diese wartet auch wirklich, bis die Amseln in der Krone des größten Kastanienbaumes, wo sie ihr Nest eingerichtet haben, angelangt sind.

Alle Morgen kann man nun den süßlockenden Schlag der Amseln hören, wie sie aus ihrer kleinen Brust dem Schöpfer Lobes- und Danklieder singen und abends jubeln sie noch der scheidenden Sonne nach: „Auf Wiedersehen, du glühender Feuerball, du Erhalterin alles Lebenden, du Licht- und Wärmespenderin, auf Wiedersehen!“

Nun kommt das Fronleichnamsfest. In der Straße sind alle Häuser mit Birken geschmückt und Milla und

Viki zeigen sich schon in aller Gottesfrühe den staunenden Hausbewohnern als „weiße Madeln“. Gespreizt gehen sie im Hofe herum und lassen sich bewundern, sie fühlen sich heute als Hauptpersonen.

„Geh't's, tuat's net gar a so“, ruft ihnen Pepi zu, „ausschauen tuat's ihr zwa wie die aufgeputzten Pfingstochsen.“

„Geh, Du Lackel“, verweist ihm seine Mutter seine Grobheit, „Du muagst dös Madeln nüt so kränken mit Deine Roheiten.“

Als der Festzug vorüber ist, entwickeln Pepi, Ludwig und drei Knaben aus der Nachbarschaft eine eifrige Geschäftigkeit. Sie schleppen alle Birken, deren sie habhaft werden können, in den Hof und stellen sie an der Rückwand auf.

„Was wollt's denn mit die Baam?“ fragt Frau Burger. „Do wird morgen a Laubhütten baut“, antwortet Pepi. Und wirklich, als am nächsten Tage die Knaben aus der Schule kommen, begeben sie sich gns Werk und es entsteht eine große Laube. Die Wände werden mit Plakaten und farbigen Bilderbogen verziert, ein Tisch, zwei Stühle, eine Bank und ein Hockerl dienen als Meublement, und nun haben die Kinder ihr eigenes Reich, das ihnen niemand streitig machen kann. Der Ruf von der Laubhütte dringt weit in die Nachbarschaft und es kommen viele Kinder, um dieses Wunderwerk zu sehen. „Do san mer wie dös Indianer in ihrem Wigwam“, sagt Ludwig, der mit Vorliebe Indianergeschichten liebt und also in dieser Sache zuständig ist. Der kleine Franzerl wird belehrt, daß er in einen Wigwam noch nicht passe, welche Zurücksetzung bei ihm ein zorniges Geheul auslöst.

„I will a in den Wigwam, i will a unter dös Indianer“, erklärt er seiner Mutter, die ihm nun kraft ihrer mütterlichen Autorität den Einlaß erzwingt. Aber lange bleibt er nicht im Wigwam, bald taucht er wieder im Hof auf und gesellt sich zu Frau Schallinger, die ihm zur Entschädigung für die ihm entgehenden Indianerfreuden, die er noch nicht zu würdigen versteht, vom „Machandelbaum“ erzählt. Er ist ganz entzückt und immer wieder will er den Vers hören, den der verzauberte Vogel vom Machandelbaum herab gesungen hat:

Meine Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester, das Marlemichen,
Sammelt alle meine Beenichen,
Bindet sie in ein seidenes Tuch,
Grabt sie unter den Machandelbaum.
Kiwitt, Kiwitt, was für ein schöner Vogel bin ich.“

Die letzte Strophe singt er nach frei erfundener Melodie unzählige Male zu den Baumkronen hinauf.

„D' Amscherln antworten mir immer, wann i sing“, versichert er strahlenden Auges.

Als er den größeren Knaben vom Machandelbaum erzählen will, lachen sie ihn aus und nennen ihn „Machandelbua“, welcher Name nun dem Franzerl bleibt.

„Geh't's, tuat's den Buab'n net immer so razen, ihr großen Lackeln“, verweist ihnen Frau Schallinger ihren Übermut. Abends sitzen die Frauen beisammen und besprechen ihre Schicksale, ihre Hoffnungen und Wünsche, die sie noch ans Leben knüpfen und haben und deren Erfüllung sie in ihren Kindern verkörpert wissen möchten. Es ist so still und ruhig, das Rieselndes des Springbrunnens ist hörbar, dann und wann ein saufendes Rasseln von der Elektrischen, die Vöglein rühren sich manchmal im Schlaf und hier und da dringt ein verlorener Klang von der Straße in diese Abgeschiedenheit. Es ist kaum zu glauben, daß es in der Millionenstadt mit ihrem stutenden Menschenstrom, ihrem Tosen und Lärmen, so stille, einsame Plätzchen, eine solche Friedensinsel geben kann. „I beneid kaan, der jetzt auf's Land gehen kann, mir hob'n's do a schön, in dem schönen Hof und Garten“, sagt eben Frau Burger und gibt damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

„Wo könnt's denn schöner sein, als do?“ erwidert Frau Schallinger.

Frau Pottschan fügt hinzu: „Und der Frieden und die Ruhe an dem schönen Plätzchen ist doch was wert, daß wir hier so wohltuend aufs Gemüt.“

„Na, und der Sauerstoff von der Baam ist so guat für die Gesundheit“, so läßt Ludwig seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse verlauten.

Alle kommen überein, daß sie niemand zu beneiden brauchen und glücklich zu nennen seien, so an schönen Hof zu bewohnen und unter so schönen Baam sitzen zu können.

Die Kinder singen schöne Schullieder, in die die Frauen einstimmen und des Volkslieds ewig schöne Weisen kommen zur Geltung. Besonders Frau Schallingers Lieblingslied: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön, das wissen die Vögelein“ — wird besonders oft angestimmt, dieser zu Ehren.

Es gibt aber auch noch andere Lustbarkeiten. Oft kommt ein Werfelmann und spielt Tänze, die Mädchen umfassen sich und wirbeln lustig im Kreis.

„Bei uns ist es so lustiger als beim Heurigen“, sagt dann Frau Burger.

Höher und höher steigt die Sonne, es wird Sommer. Die Parteien im Haus, die es sich leisten können, gehen aufs Land und die Jalousien werden geschlossen. Träumend und wie verschlafen steht das große Haus.

Ermattet lassen die Blumen die Köpfe hängen und die Vögel sind verstummt. Sie haben im Kastanienbaum ihre Kinderstube eingerichtet, der Sommer hat ihnen eine Menge herbewegender Sorgen gebracht und sie müssen emsig bedacht sein, ihren Kleinen Futter zu schaffen. Eifrig und behend schlüpfen sie durch Zweige und Büsche, um Egbares zu erhaschen. Man hört ihr Rascheln in den Blättern und das Pipsen der Kleinen.

Franzerl sammelt alles Abirgebliebene und ist glücklich zu sehen, welche Würdigung seine milden Gaben bei den gefiederten Freunden genießen. Jeden Morgen ist es sein erstes, das Näpfchen mit Trinkwasser zu füllen und ein größeres bereit zu stellen zum Baden. Dann kommen die Vögelein eins nach dem andern und trinken und baden sich, ducken sich so possierlich und setzen sich in die Sonne, um sich zu trocknen.

Die Kinder ergehen sich im leichtesten Kostüm im Hof, die Knaben decken ihre Blöße nur mit Hose und Tricot, hemd und die Mädchen mit Röckchen und Achselschürzen.

Franzerl sitzt am liebsten bei der Mutter auf der Bank, die unter dem großen Kastanienbaum steht, oft ist er müde und matt und legt sich auf die Bank, wo er dann so sanft und ruhig schläft wie in seinem Bett. Frau Pottschan flücht und strickt eifrig, sie gönnt sich am Tage kein Ausruhen.

Immer heißer sendet die Sonne ihre Strahlen, und Hof und Garten sind den ganzen Tag in Sonnenlicht getaucht. Alles leuchtet nach Erfrischung und Abkühlung und nun gibt es eine neue Arbeit. Jeden Tag werden Bäume, Büsche und Beete und die wilden Reben mit einem Schlauch, der an der Bassena angebracht wird, besprüht, ein Ehrenamt, das sich der Pepi nicht nehmen läßt, nur hier und da gewährt er gnädig dem Ludwig oder der Milla, daß sie auch „a Bisl“ spritzen dürfen, aber keiner macht es ihm zu Dank, keiner versteht so kunstvoll wie er die Bäume, Gesträuche und Beete mit dem erfrischenden Naß zu bedenken, so bildet er sich wenigstens ein. Manchmal artet die Spritzerei freilich aus, indem sich die Kinder gegenseitig anfeuchten, bis sie triefen, aber das sind nur Ausnahmsneckerien. Am meisten muß der arme Franzerl leiden, denn oft ertönt der Ruf: „thuats den Machandelbaum a Bisl anspritzen“, worauf sich dieser schreiend ins Gartenhaus rettet.

„Wart's nur, ihr Lausbuben, wann's ihr den Klan net in Ruah laßt, dann werd i euch anspritzen, aber mit'm Stecken“, so nimmt sich die Mutter ihres bedrohten Sprößlings an.

(Schluß folgt.)

Insekten auf Reisen.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im Leben der Kleintiere gehört die ausgebildete Wander- und Abenteuerlust der Insekten. Neben den Schmetterlingen, die schon durch ihr den Vögeln verwandtes Fortbewegungsmittel — die Flügel — zum Reisen sozusagen vorgebildet sind, unternehmen, wie in einem Artikel von E. Schenkling im „Prometheus“ ausgeführt wird, auch andere Insektenarten ziemlich ausgedehnte Wanderungen. So zeigen sich in der Käferwelt die Marienkäferchen, die Dungkäfer und die Flohkäfer, die im Volke Erdsöhe genannt werden, als sehr reisefreudig. Man berichtet von einem Reiseschwarm der letzteren aus Arizona, der sich über dem Colorado-Fluß bewegte, in einer Flughöhe von etwa 50 Fuß, wobei er einer Wolke von der Breite des Stromes und der Dichte von 20 bis 25 Fuß gleich. Während die bei uns lebenden Ameisen keine besondere Reisefreude an den Tag legen, unternehmen verschiedene Ameisenarten in Südamerika häufig Massenwanderungen. Sie reisen in gewaltigen Heeren, die viele Tausende zählen und in breiten Kolonnen marschieren. Im Sommer, besonders nach reichlicher Regenzeit, kann man auch oft fliegende Ameisen Schwärme beobachten. Sie bewegen sich in gewaltiger Höhe, und da Männchen und Weibchen an diesen Reisen teilnehmen, nennt man diese Reisen „Hochzeitsflüge“. Solche Hochzeitsflüge sind auch in Europa oft gesehen worden: „So regnete es am 4. August 1856 bei St. Saphorin in der Schweiz Myriaden schwarzer, geflügelter Ameisen. Wenige Tage später wurde im Tal der Tur von Wattwyl bis Eichenstein eine von Südwest nach Nordost ziehende Wolke geflügelter Ameisen von schwarzbrauner Farbe in etwa 100 Meter Höhe beobachtet. Im September 1814 berichtet ein Reisender vom Bord eines Schiffes, daß eine 8 bis 10 Fuß breite Kolonne von 6 Zoll Höhe, bestehend aus großen Ameisen, das Wasser auf eine Strecke von 5 bis 6 englischen Meilen bedeckt habe. Auch die alten Chroniken erzählen von derlei Dingen. Am 2. August 1687 schwärmte eine solche Menge von Ameisen über dem Turme der Elisabethkirche zu Breslau, daß man sie für Rauch hielt und einen Brand befürchtete. Kurz darauf wiederholte sich die Erscheinung über den Spitzen der anderen Türme der Stadt. Es dauerte aber nur eine Stunde, so fielen die Tiere zu Boden und lagen so dicht, daß man sie hätte aufraffen können. Am 19. Juli 1679 überflog eine Wolke großer Ameisen die Stadt Straßburg; nach einer Viertelstunde fielen die Tiere zu Boden und bedeckten ihn so dicht, daß man kaum einen Fuß vorsetzen konnte, ohne einige Dutzend zu zertreten.“ Sogar unter den Wärmern tritt manchmal die Reisefreude in Erscheinung. Zu den wandernden Tieren dieser Gattung gehört vor allem der in Gebirgswaldungen lebende Heerwurm. Der Heerwurm besteht aus unzähligen Maden der Trauermücke. Die Larven vereinigen sich in der Sommerzeit zu gewaltigen Massen, um auf Nahrungssuche — meist verwesende Buchenblätter — auszugehen. Die langen, gespenstisch kriechenden Züge dieser Würmer in stillen Wäldern wurden im Aberglauben des Volkes zum Kriegswurm, zur Heerschlange, deren Erscheinen der Gegend Unheil verkündete. Auch die Raupen — besonders die sog. Prozessions Spinner — unternehmen ihre Wanderungen zumeist aus Freiglust. Sie marschieren in geordneter Weise, eine als Anführerin voraus, dahinter die übrigen in einer geschlossenen Reihe oder so, daß der Zug allmählich zwei- bis mehrgliedrig wird. Da diese Raupenwanderungen während der Nacht stattfinden, sich auch über die Grenzen des Waldes, welcher die Wanderer beherbergt, kaum erstrecken, kennt man sie meist nur in entomologischen Kreisen. Anders verhält es sich mit jenen Wanderungen, die man in Gegenden macht, woselbst viel Kraut gebaut wird. So ist aus Böhmen berichtet worden, daß auf der Eisenbahnlinie Wessely-Jalau der böhmisch-mährischen Transversalbahn derartige Wanderungen häufig sind. Es ist vorgekommen, daß Züge bei der Bergfahrt nur mit aller Anstrengung und unter fortwährendem Sandstreuen die Steigung passieren konnten, da infolge der Anhäufung zerdrückter Raupen Räder schleifen eintrat. Aus dem Elsaß wurde ein ähnlicher Fall berichtet. Hier bildeten das Verkehrshindernis aber Tausendfüßler. Diese Tiere marschierten zu Milliarden in einer Länge von einem Kilometer auf dem Geleise, sodaß der Eisenbahnzug geteilt über diese Strecke geführt werden mußte.“ Bei den Wanderungen der Tausendfüßler nimmt man meist Überfüllung als Beweggrund an. Verbreitet, aber wenig geschätzt ist die Wanderlust der als Wanzen und Küchensacken bekannten ungerufenen Hausbewohner. Diese wenig erfreulichen Insekten werden häufig, ohne sich persönlich zu bemühen, durch Hausgerät, Wäsche und Lumpen verschleppt.

Sommer.

Die Sonne drückt schwül durch feuchte Luft,
Das Heu entsendet würzigen Duft,
Und in unendlichem Gewimmel
Die Federwolken ziehn am Himmel.
Der Roggen ist für den Schnitter reif,
Und wie ein leuchtender, roter Schweif
Steht blühender Mohn im Haferfelde,
In Blumen am Weg steht steif die Melde.

Im Garten macht sich die Rose breit,
Der Mutter Erde bräunliches Kleid,
Umsäumt von dunklem Grün, zeigt Flicken
Von gelbem Raps und blauen Wicken,
Von blühendem roten Klee. Es lacht
Vom Baum der reifen Kirschen Pracht.
Aus des Waldes schattigen Hallen
Der Wanderer Kieder erschallen.

Da wird es plötzlich im Walde Nacht;
Über den Himmel schieben mit Macht
Gräuliche, dunkle Wolkengebilde
Und schütten Wasser auf die Gefilde,
Es prasselt der Hagel körnerschwer;
Bald wird es draußen von Menschen leer,
Und kleine Mädchen mit Blumenhüten
Flüchten sich schnell vor des Sturmes Wüten.

Es zuckt der Blitz mit knatterndem Krach,
Die Straße wird zum reißenden Bach. —
Doch kaum ist vorbei des Wetters Toben,
Gleich lacht die Sonne wieder von oben.
Nun springen Türen und Fenster auf,
Und es entschläpfen in eil'gem Lauf
Mit Hurrajauchzen den dumpfen Stuben
Die frohe Schar der Mädchen und Buben.

M. Herrmann.

Das Flugvermögen eines Urvogels.

Es ist für die wissenschaftliche und auch phantastische Ausgestaltung unserer Anschauungen über frühere Vegetationsperioden der Erde sicher von Bedeutung, wenn nicht nur die in Versteinerungen erhaltenen Reste und Abdrücke zu dem Bau der einzelnen Tiere und Pflanzen der jeweiligen Zeit rekonstruiert werden, sondern wenn man auch die Lebens-äuserungen jener Urvesen zu erkennen versucht. So hat Privatdozent Dr. Stellwaag in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ das Flugvermögen des einzigen uns erhaltenen Vertreters der Saururac, des Archaeopteryx Siemensi Dames, zahlenmäßig ungefähr festzulegen und mit heutigen Flugleistungen der Vögel in Vergleich zu setzen unternommen. Der Archaeopteryx stellt sich als ein echter Vogel ungefähr von der Größe eines Fasans dar. Der Bau des Beckens, der Rippen und des Schädels, ferner die bezahnten Kiefer und der lange, aus 20 Wirbeln bestehende Schwanz weisen ihn rein äußerlich in die Nähe der Reptilien, jedoch tragen schon der leichtere wie auch die mit freien eidechsenartigen Fingern versehenen Vorderextremitäten Federn. Die Hinterfüße sind nach Vogeltypus gebaut. Die zwei bisher vorhandenen fossilen (versteinerte, vorweltliche) Exemplare stammen aus den Solnhofener Kalkplatten der Juraformation und befinden sich in Berlin und London. Der Untersuchung des hier in Frage stehenden Flugproblems stellen sich infolge dieser wenigen und begrenzten Anhaltspunkte nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Selbst in dem besser erhaltenen Berliner Exemplar ist das Brustbein nicht

mehr zu sehen, so daß die anatomische Anlage der Flugmuskulatur, von der die Flugkraft ja abhängt, einen wichtigen Stützpunkt zur Rekonstruktion (Wiederherstellung) verliert. Da der Weichkörper des Urvogels natürlicherweise vollkommen fehlen muß, sind große, mit viel Unsicherheit verbundene Umwege nötig, um Gewicht, mehr oder minder große Massigkeit und ihre innere Lagerung feststellen zu können. Für die Körperbedeckung geben einige Stellen, wie die Nägel, einen ungefähren Anhalt; aus der Zeichnung läßt sich außerdem deutlich die Tatsache und die Anordnung der Befiederung erkennen. Man ist also für eine Wiederherstellung der Flugwerkzeuge und der zur Beurteilung des Flugvermögens nötigen Kenntnis der wechselseitigen Abhängigkeit der einzelnen anatomischen Teile hauptsächlich auf die sehr gut erhalten gebliebenen Skeletteile angewiesen. Bei dem Berliner Exemplar ist der Umriss und die Form der Segelfläche durch die zufällig beim Tode sehr günstig eingenommene Stellung mit ausgetretenen Flügeln gut zu erkennen. Der Inhalt der Segelfläche ist also berechenbar. Durch Vergleich mit ähnlich beschaffenen lebenden Vogelarten und Berücksichtigung der Gesetze der Physik des Fluges kann man dann die Flugfertigkeit abschätzen. Der Archaeopteryxflügel hatte die doppelte Aufgabe als Flugfläche und als Greiforgan — das Tier scheint sich damit zu seiner Fortbewegung im Walde an Baumstämmen und Ästen eingehakt oder diese umfaßt zu haben — zu erfüllen; keiner konnte er aber ganz genügen. Das Segelvermögen des Vogels hat — mit ziemlicher Sicherheit kann das angenommen werden — bei einem angenommenen Gewicht von 300 Gramm 2,80 betragen, während z. B. Schwalben, Raben und ähnliche Vögel in diesem Fall einen Vergleichswert von 14—18 aufweisen würden. Das Segelvermögen kommt demnach höchstens dem des Rebhuhnes, Fasans oder Haselhuhnes gleich, die ja alle schlechte Flieger sind und diesen Mangel durch eine übermäßige Zahl von Flügelschlägen wett machen müssen, wodurch der bekante schwirrende und schnurrende Flug entsteht. Da der Archaeopteryx auch sonst nur mangelhaft für den Flug organisiert war und nur schwerfällige und wenig exakte Flügelschläge auszuführen vermochte, so hat er wohl kaum längere Strecken zu durchfliegen vermocht. Seine gesamte Veranlagung macht es damit auch wahrscheinlich, daß der Archaeopteryx sich nach Art der echten Hühner mehr auf freiem Feld und im Gebüsch aufhielt.

Ein Stück vom Deutschen Reich in der Schweiz.

Etwa 3 Kilometer östlich Schaffhausen liegt am rechten Ufer des Rheinstroms das badische Dorf Bisingen in einer rings von schweizerischem Gebiet umgebenen Enklave von rund 5 Quadratkilometer Größe. Die Einwohnerzahl des Dorfes beträgt etwa 800 Seelen. Die Entfernung der Enklave vom zusammenhängenden reichsdeutschen Gebiet mißt freilich nur 1 Kilometer. Die Tatsache, daß es, von den Kolonien und Inseln abgesehen, ein von unserem Vaterland getrenntes, im Ausland befindliches

Stückchen Deutschland gibt, dürfte nur wenigen bekannt sein. Während des Krieges werden die völkerrechtlichen Verhältnisse der rings von neutralem Gebiet umgebenen Enklave wohl besonders eigenartige sein. Auch wird sie z. B. nicht von deutschen Soldaten in Uniform betreten werden können, da diese nicht durch Schweizer Gebiet gehen dürfen. Die Enklave Bisingen vermag immerhin einige Duzend Soldaten zu stellen, die ihren Heimatort aber stets nur in Zivil betreten können. S.

Pioniere im Altertum.

Wie in allen modernen Kriegen, so hat auch schon im Altertum das Überschreiten von Flüssen beim Bekämpfen eines Landes eine wichtige Rolle gespielt. Daher kam es, daß sich große Feldherren schon früh mit der Lösung dieses Problems beschäftigten. Alexander der Große war der erste, der mit einem großen Heer kunstgerecht einen Strom, den Indus, überschritt. Er bediente sich dazu kleiner Kähne, die in zwei Teile oder mehr zerlegt werden konnten und von Sauntieren getragen wurden. Auch war er es, der als erster statt der schweren Boote Klöße von Fellen, die mit Stroh oder trockenen Blättern gefüllt waren, benutzte. Julius Cäsar war der erste römische Feldherr, der den Brücken einen vernunftgemäßen Zweck gab. Er verwendete Brückengerüste aus Baumstämmen oder Weidenruten, die mit Fellen überspannt waren. Das Gewicht und die Widerstandsfähigkeit der Bohlen war dem des Gerüsts angepaßt. Diese Brücken ermöglichten den Legionen Cäsars den Übergang über die Donau.



Eichhorn klettert über Schlehdorn,
Eichhorn will zum Wipfel steigen,
Eichhorn fällt in's Gras herab:
Wär' es nicht so hoch gestiegen,
Wär' es nicht so tief gefallen —
Bräch's sein Füßlein nicht entzwei!"

Knacknuß.

Beim Einkauf von Nähseide bezahlte ich 60 Pfennig. Ich erhielt 1. ein Sternchen, 2. eine Rolle gleichstarker und 3. eine Rolle feiner Nähseide. Für je einen Pfennig bekam ich 5 Meter Fadenlänge bei 1, $5\frac{2}{3}$ Meter bei 2, und $7\frac{2}{3}$ Meter bei 3. Wie stellte sich nun der Preis und die Fadenlänge bei 1, 2 und 3? Wieviel bekam ich im Durchschnitt an Fadenlänge für je einen Pfennig?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatts genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Der Bäcker mußte täglich 300 Brötchen backen und jedes Brötchen um 6 Gramm leichter herstellen.